

Mein Schlossgarten

Autor(en): **Häny, Ruedi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **80 (2006)**

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ruedi Häny

Mein Schlossgarten

Der Frühling mit Ostern nahte. Der Drang zum Spielen im Freien wurde bei Buben und Mädchen immer stärker. «Gompiseili», «Hurligugger» und Gummibälle fanden ihren Weg langsam wieder auf Gassen und Plätze. Ich kannte die Spiele, die sich mit den gängigen, meist sehr primitiven Spielzeugen ausführen liessen, nur zu gut. Zu oft wurde ich von den Mädchen dazu «missbraucht», mit ihnen an der Saalbaumauer «Zehn Leben» zu spielen oder bei der «Balleschuel» auf verlorenem Posten mitzumachen.

Als Neunjähriger erträumte ich mir einen richtigen, vierteiligen «Läderbölle» Typ FC Aarau. Dieser Wunsch fand beim Vater Gehör – verständlich, tschüttete doch sein Bruder Walter, mit Übername «Chavez», beim FC Aarau 1 als Stürmer und war als gefährlicher Torjäger bekannt. Onkel Walter war es auch, der mir schon als kleiner Bub einiges vom Fussballspielen, zum Beispiel das Nöllgen (Trippeln) oder die Schussvarianten Innen-, Aussen- und Vollrist beibrachte. Seinen Spitznamen hatte er von Chavez, einem Flieger der ersten Stunde. Dieser schaffte als Erster die Überquerung der Alpen, machte in Domodossola eine Bruchlandung und starb an seinen Verletzungen.

Bei Schuster Dössegger

Am Samstag vor Palmsonntag sagte mein Vater: «Chom, mer gönd jetz go ne Bölle chaufe.» Wir machten uns zu Schuster Dössegger, dem Vater von Joggi, in die Rathausgasse auf. Meister Dössegger wartete als Lederfachmann für den FC Aarau alles, was irgendwie mit Leder zu tun hatte. Bälle mit defekten Nähten und Blasen lagen zuhauf in den Regalen, auch Fussballschuhe mit «vertschiegetem» Oberleder, die man sich an den Füessen der jungen Spieler nicht vorstellen konnte. Ein ganz spezifischer Duft durchströmte das Lager.

Vater lauschte gespannt den Ausführungen von Dössegger. Viele Bälle hatten eine Geschichte. Mit Kreide war ihr Steckbrief auf dem Leder notiert. «Mit dem do händ d'Aarau em YB furchtbar uf de Ranze ge. Be 1 : 0 für Bern haut de Stocker Sepp nach eme Pass vom Mutsch Hürzeler em YB Goali Ramseier us drissg Meter es settigs Pfund uf de Chaschte, dass ihn der «Dr. Blech» mit de Bahre het müesse vom Platz näh. Vo da a hets ghlöpft bis zum 4 : 1.»

Vater entschied sich für dieses berühmte Leder, worauf Dössegger Hand anlegte und uns den Ball spielfertig präparierte. Zuletzt schnippte er mit seinen kräftigen Daumen und Mittelfinger ans Leder, horchte auf den Ton und prüfte den Ball auf allfällig entweichende Luft. «Muesch ne deheim no chli wichse und poliere. Wenn er glänzt gseht er wieder us wie neu.» Auch Mutter freute sich über das Prachtstück, mindestens so lange, bis ich in schönster FC-Aarau-Manier mit einem Kopfball in der Stube die Lampe von der Decke holte.

Auf dem Weg zum Schlossgarten

Fritz, Emil, Bruno und Franki waren älter geworden und verliessen die Gemeindeschule. Sie waren zwar noch da, hatten jedoch nicht mehr soviel Zeit, um sich mit mir abzugeben. Sie hatten neue Freunde und sprachen über Dinge, die ich nicht verstand. Nicht, dass ich mich deshalb ausgeschlossen fühlte. Doch ich spürte, dass ich mich selbständiger machen musste, um mich wieder mit ihnen treffen zu können. So nahm ich an einem freien Schultag meinen «Bölle» und ging auf dem Müliplatz trotzig an den spielenden Mädchen vorbei, die mir zuriefen: «Chom doch au mit dinere Lederzwätsche». Von den Zurufen beleidigt lief ich ohne Antwort zu geben am kleinen Haus der Geschwister Prantl vorbei und benutzte den schmalen Verbindungsweg entlang der Nordfassade des Saalbaus, um auf den Schlossplatz zu gelangen. Ich kannte diesen Weg sehr gut, denn er hatte etwas Unheimliches an sich.

Neben dem Prantlhäuschen stand direkt über dem felsigen Abhang zum Hammer eine Trafostation. Rings um sie lief ein schmaler Sims. Wer sich hart an die Mauer schmiegte, konnte vierzig Meter über dem Abgrund die Trafostation umrunden. Für wagemutige Buben war dies ein ideales, jedoch ziemlich gefährliches Versteck beim Spielen. Ausserdem gab es einen Fassadenvorsprung, dessen Ecke mit einem Geländer versehen war, um zu verhindern, dass sie zum Verrichten der Notdurft benutzt werden konnte. Im Winter füllten die Stadtarbeiter diese Ecke mit dem Schnee vom Müliplatz, mit dem sich prächtig ein Iglu bauen liess. Trotz Protest unserer Eltern hockten wir Kinder mit einer Kerze im dreckigen Schneehaufen und froren uns trotz unserer «Holzböden» fast die Füsse ab.

Über eine enge Trittkombination erreichte ich den Schlossplatz. Es waren keine Kinder da und so war auch kein fröhliches Geschrei zu hören. Ich kickte meinen «Bölle» gelangweilt vor mir her und dann nach oben bis auf Höhe des Saal-

baueingangs. Vis-à-vis des Platzes wirkte der «Milcher» mit einer Reissbürste an und in den Kannen. In der Nähe brannte ein Feuer. Der schwarze, beissende Rauch, der zum Himmel stieg, liess darauf schliessen, dass Garagier und Taxihalter Basler wieder einmal alte Pneus «fachmännisch» entsorgte.

Der Beginn einer langen Freundschaft

Ein schweres schmiedeeisernes Tor versperrte die Zufahrt zu einer herrschaftlichen Villa. Entlang dem gepflasterten Weg befanden sich die niedrigen Betriebsgebäude zum Gutsbesitz. Am Tor stand damals ein Bub mit strohblondem, fast weissem Haar. Er mochte etwa so alt gewesen sein wie mein Freund Fritz Nägeler vom Müliplatz. Er musste mich mit meinem «Bölle» beobachtet haben, denn er rief mir plötzlich zu: «Chom mit dim Bölle emol zu mir!» Ich folgte seiner Aufforderung und sah gleich, dass ich ein «Herrensöhnchen» vor mir hatte. «Wie heissisch du?», fragte er mich. «I bi de Ruedi Häny vo der Müli und mi Fründ isch de Fritz Wägeler.» «So, so, du bisch also de Ruedeli.» «Wenn du mer no einisch Ruedeli seisch, so hau der e paar a d'Schnörre!», versuchte ich mir Respekt zu verschaffen. Darauf antwortete er: «Und i bi de Teddy Hegnauer. Ich wohne do hende mit vier Brüedere und ere Schwöschter. Chom mit, de lehrsch eus kenne.» Teddy nahm mich mit. Drei Stufen führten zur schweren eichernen Türe, die mit messingenen Türbeschlägen versehen war. Ich war beeindruckt von der kühlen Vornehmheit des grossen Eingangs und der breiten, in weitem Bogen nach oben führenden Treppe. Mit einem Blick erkannte ich die Möglichkeiten, die das schöne Geländer mit dem schwarzen, polierten Handlauf bot. Leider sorgten regelmässig versetzte «goldene» Knöpfe dafür, dass der Handlauf nicht zum Herunterrutschen taugte. Eine Glaswand mit Türe unterteilte den langen Gang in zwei Hälften. Der hintere Teil gegen Westen gehörte zum Wohntrakt mit Kinderzimmer, Speisekammer, Küche, Esszimmer, Wohn- und Musikzimmer und Elternschlafzimmer.

Teddy öffnete die Tür zum Esszimmer. Ich war völlig überrascht von der grossen Gesellschaft, die da rund um den langen Esstisch sass. «Das esch de Ruedi Häny vo dr Müli. Er het si Läderfuessball mitbrocht und mer chönd noch em Zmittag demit e chli tschutte.» Jetzt meldete sich die zierliche, elegante Dame des Hauses, Mutter Hegnauer, energisch zu Wort: «Ja weiss denn im Ruedeli sis Mammi, dass er do be eus isch?» «I go's de schnell übere go säge», antwortete Teddy und korrigierte gleichzeitig seine Mutter: «... und er hets nid gärn, wenn mer ihm Ruedeli seid.» Vater Hegnauer, ein Strohfabrikant und ziemlich schweigsamer Mensch, schmunzelte vor sich hin. Er hiess selber Ruedi.

Mein erster Tag im Schlossgarten

Hinter einer Reihe von Betriebsschuppen stand damals das Waschhaus. Hier herrschte die wetterfeste Frau Hächler und schaute missbilligend auf uns Stö-

renfriede. Auf dem Platz vor dem Waschhaus standen nämlich zwei eiserne Pfosten, die mit einer in der Höhe verstellbaren Reckstange miteinander verbunden waren. Sie diente dem Haushalt als Teppichklopfenrichtung und nun neu als Tor zum Fussballspielen.

Hans, Eduard, Teddy und ich waren an meinem ersten Besuchstag eifrig bemüht, den schweren Ball kunstgerecht einander zuzuspielen und dann ins Tor zu knallen. Annina, das hübsche Mädchen, sah ich an diesem Nachmittag nicht, sie war in der Arbeitsschule, Fränk fand keinen Spass an unserem Spiel und verschwand. Ralph, der älteste der Hegnauer-Söhne, war als Volontär und Abenteurer bereits nach Spanien und dann nach Argentinien ausgewandert.

Mit der Zeit fühlte ich mich in dem schönen Haus heimisch und lernte alle Bewohnerinnen und Bewohner mit ihren Eigenarten kennen. Dominant war für mich immer Mutter Hegnauer, eine geborene Rubin aus Thun. Ihr Vater war Oberst und Stadtkommandant von Thun. Sie spielte grossartig Klavier. Die Nachmittage bei Tee aus dem Samowar und ihrem Spiel auf dem grossen Flügel gehören zum Eindrücklichsten meiner Aufenthalte im Schlossgarten. Bald einmal wurde die Hausmusik durch das Cellospiel von Hans erweitert, der seine Ausbildung beim Musiklehrer Kühne erhielt. Zum Ensemble kam auch unser Schulfreund und Verehrer von Annina, Theo Weber, hinzu, der mit Hegnauer in die Schule ging und seine Doppelgriff-Etüden ständig verbesserte. Leider gerieten seine Einsätze oft auch daneben, was die fehlerlos spielende Mutter Hegnauer ziemlich ärgerte.

Der Messerstecher

Über Monate wurde das tägliche Fussballspiel im Schlossgarten beibehalten. Eines Tages kam ich nach dem Mittag zurück, doch es war alles still und kein Spiel im Gange. Ich schaute mich um. Im Kies sah ich die Spuren eines hitzigen Gefechts, in der Ecke des Eingangs lag ein dunkler, undefinierbarer Gegenstand. Mir kamen die Tränen, als ich meinen heissgeliebten «Bölle» völlig zerstört so liegen sah. Wie sollte ich das meinem Vater erzählen?

Wie ich später erfuhr, hatten die Brüder nach meinem Weggang am Morgen einen fürchterlichen Krach mit Eduard bekommen. Auf seine Drohung «Ich mach euch de Ball kaputt!» hatten sie gehöhnt: «Mach en doch kaputt, wenn di trausch!» liess sich Eduard nicht lange bitten, eilte in die Küche, kam mit einem Rüstmesser bewaffnet zurück und schlitzte das Leder mitsamt der Blase auf. Dann verpasste er ihm noch einen Tschutt, bevor er von der Bildfläche verschwand.

Selbstverständlich sind die Hegnauerbuben gemeinsam für den Schaden aufgekommen. Ich erhielt einen neuen, und diesmal nicht geflickten Ball, der ebenso herrlich nach Leder roch und der beim Spiel erst noch genau dorthin flog, wo man ihn haben wollte.

Ein letztes Souvenir

Die Spiele im Schlossgarten sind fast vergessen. Nach und nach hat die Jungmannschaft das Haus verlassen, um sich aus- und weiterzubilden. Doch auch im Laufe der Jahre hat sich für mich immer wieder Gelegenheit ergeben, bei einem der gerade anwesenden Brüder samt ihrer hübschen Schwester Annina Anschluss zu finden, bis Prof. Dr. Tschamper (ein bekannter Hals- und Ohrenspezialist) das Haus kaufte, um mit seiner Instrumentenkiste Kunden zu erschrecken.

Nach seinem Rückzug aus Altersgründen ist der Schlossgarten an die Aarauer Ortsbürgergemeinde übergegangen. Die Villa wurde sorgfältig renoviert und für kulturelle Zwecke der Bevölkerung zur Verfügung gestellt. Sie beherbergt heute im Erdgeschoss die Ausstellungsräume des Forums Schlossplatz.

Durch vielerlei Publikationen ist auch dem hintersten und letzten Aarauer klar geworden, dass der Schlossgarten in der Helvetik zum *ersten Bundeshaus* der neuen Schweiz erkoren worden ist, wenn auch nur für kurze Zeit. Welche Ehre bedeutet das für Aarau. Welche Ehre auch für mich, der als junger «Tschutter» im Schlosspark gespielt hat, welche Ehre auch für Waschfrau Hächler, oder für den «bösen» Gärtner Peter, der jeden Morgen die frisch angepflanzten Beete nach Fussspuren absuchte, um uns zu bestrafen, wenn die Fussabdrücke zu uns passten.

Bei mir zuhause liegt ein letztes Souvenir aus Hegnauers Zeiten. Es ist ein gewaltiger Schlüssel, der zur hintersten Remise gepasst hat. Dort hatten Messerstecher Eduard und ich im Lehrlingsalter mit ausrangierten Möbeln der Hegnauer-Rubin-Dynastie einen sturmfreien Schlag eingerichtet. Nebst dem treuen Samowar stand da auch ein massstäbliches Modell einer Feldhaubitze aus der Waffenschmiede Thun. Sie gehörte dem Vater von Frau Hegnauer, Oberst Rubin. Als wir Frau Hegnauer zur Vernissage in unsere Remise eingeladen hatte, sagte sie: «Gefällt mir sehr. Nur dass die Mündung der Kanone ständig auf meinen Kopf zielt, stört mich ein bisschen.»

Ruedi Häny, 1919, kam in der Stadtmühle Aarau zu Welt. Nach einer Lehre bei Sprecher&Schuh und dem Diplom als Elektroingenieur arbeitete er als Fahrleitungsexperte für Kummler+Matter in der ganzen Welt. Er lebt in Aarau.